

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 47

Artikel: Übrigens, was ich noch sagen wollte...
Autor: Cachin, Alexander
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-711951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Übrigens, was ich noch sagen wollte...

Man ist wirklich versucht, den jungen, soeben aus der Aspirantenschule entlassenen Leutnant als eine Art Halb-gott zu bewundern. Und in der Tat: warum sollte man dies nicht? Während drei Monaten ist er auf Herz und Nieren geprüft worden. Er hat Gewaltsleistungen vollbracht; 150-km-Märsche waren für ihn ein stolzes Erlebnis; auf den fahrenden Panzer schoß er ebenso rasch und genau, wie er aus Geschoß und Mündungsknall den Standort eines feindlichen Mg. bestimmte; man brachte ihm ferner bei, wie man geschickt Regimentsdislokationen organisiert und Vorhutsbataillone in die Schlacht führt. Der angehende Offizier wurde nicht nur zum klassischen Einzelkämpfer mit all den überzeugenden Eigenschaften eines muskelbepackten Stoßtruppführers hochgezüchtet, sondern auch zum listenreichen Taktiker und kühnen Strategen ausgebildet. Mit einem Wort: er wurde hart, und hinter dem pfeifend geradeaus schauenden, klaren Blick verbarg sich der brennende Wunsch, ein Held zu sein und dieses Heldentum wie ein Winkelried an den Tag zu legen.

Und dann kam jener große Moment: die feierliche Promotion zum Leutnant und Zugführer der Schweizer Armee. Es war dies unbedingt der verdiente Schlufspunkt. Nach dem langen, harten Druck, der Körper und Seele stärksten Zerreißproben unterzogen hatte, folgte nun die Reaktion, die im jungen Offizier mit einem Schlage all das bewußt werden ließ, was er vorher nur leise ahnen und erhoffen konnte. Der riesige Druck, der vorher den ganzen Menschen Tag und Nacht im Banne gehalten hatte, sprengte nun den Ring, und die aufgehäuften Werte verwandelten sich in einen Strom stiller Genugtuung und beherrschten Selbstbewußtseins. Sieghaft erwartete der Feuerträger der Nation die dunkle Zukunft.

Wenig später. Der Leutnant rückt zum erstenmal bei seiner neuen Aktivdienst-Einheit ein. Es ist eine Gebirgs-einheit. Ich erwähne dieses Detail, weil es ungleich schwerer ist, eine Gebirgs-Einheit zu führen, als eine Flachlandtruppe. 14 Tage sind verflossen. Was ist mit unserm Leutnant geschehen? — Mit Ernüchterung stellte er fest, daß viele Dinge ihn in seinen Erwartungen irgendwie enttäuschten. Wenn er glaubte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, in welcher er alle in der Aspirantenschule erlernten Dinge in die Praxis umwandeln könne, dann irrte er

sich sehr. An die Stelle nämlich dieser Dinge trat etwas ganz anderes. Es galt «lediglich» einen Zug zu führen. Es galt, jeden einzelnen dieser Menschen, ausgerüstet mit dem Prädikat des freien Willens, derart zu bestimmen, mitzureißen, zu begeistern, daß im Kriegsfall der ganze Zug geschlossen hinter ihrem Zugführer in den Tod marschiert. Jetzt gingen dem jungen Offizier die Augen auf. Er ermaß die Ungeheuerlichkeit dieser Aufgabe, die scheinbar so leichte Lösungen bot. Denn seine Leute waren am allerwenigsten bloße Nummern oder sogar Roboter. Mit leichtem Ingrimme mußte der Leutnant feststellen, daß in den meisten Fällen die im Befehlston verlangte autoritäre Disziplin nur ungläubig stauenden Blicken, ja sogar verdeckter Sabotierung begegnete. Denn diese Untergebenen waren ja keine Berufssoldaten, denen ein Befehl blinder Gehorsam bedeutete. Nein, es waren gutbürgerliche, friedliebende Menschen, denen ein übersezt hoher Lebensstandard während Jahrzehnten alle Annehmlichkeiten jener gemütlichen, bürgerlichen Säfte gegeben hatte. War es da nicht naturnotwendig, daß man all diese Vorteile für die kurze Dienstperiode mit sich nahm, daß der Zivilist so nebenbei die Uniform anzog, weil es nun eben so sein mußte? Dabei dachte man mit Wehmut an die herrlichen Zeiten des Zivillebens zurück; ja, die Moral sank unter den Nullpunkt, wenn man am Sonntag einmal nicht frei verfügen konnte. Hierzu kam, daß beinahe jeder dieser Untergebenen eine feste Position hatte, ein Umstand, der tausend verschiedene Interessen wachrief, und nach denen das Stimmungsbarometer im Dienstbetrieb unaufhörlich großen Schwankungen ausgesetzt war. Hunderte von kleinen, unscheinbaren Dingen schränkten die ideale und einzig wahre Soldatengesinnung ein. Schließlich sei man ja nicht im Kriege, und auf die Gesundheit müsse man doch auch Rücksicht nehmen; ferner sei es immer Tradition gewesen, daß nach 50 Minuten ein Marschhalt eingeschaltet werde. Hinzu kam, daß alle diese Leute ein geradezu verblüffendes Feingefühl für die Schwächen ihres Zugführers hatten, verbunden mit einem sonderbaren Zusammenhalt unter sich, der sich jedesmal dann merkwürdig bestimmt äußerte, wenn es galt, sich einen Vorteil zu verschaffen.

Inmitten nun von all diesem Sturm von Gefühlen, Interessen und Stimmungen stand der Offizier und Führer sei-

nes Zuges. Bei jeder seiner Bewegungen beobachtet, in jeder seiner Aeußerungen beurteilt, sollte er der ruhende Pol sein, der Befriediger aller Bedürfnisse und der allmächtige Helfer in jeder Situation. War das nicht eine ungeheuerliche Zumutung an den 21jährigen unerfahrenen Offizier, daß er jetzt plötzlich aus einem friedliebenden Bürger einen kriegerischen Soldaten schuf?

Mit Wehmut gedachte der Zugführer der herrlichen Zeit der Aspirantenschule, wo alles reibungslos am Schnürchen ging. Widerstand wäre ja heller Wahnsinn gewesen und hätte die sofortige Zunichtemachung der lockenden Karriere zur Folge gehabt. Wie anders war es jetzt! Hinter allem und jedem stand die ungeheure Macht des freien Willens, der frei beurteilende und abwägende Geist eines jeden seiner Untergebenen. Denn die Leute waren in ihrem Leben gar nicht angewiesen auf den kleinen, fordernden Leutnant. Und wenn sie auch seinen Befehlen nachkamen, so merkte er doch an der ganzen Art der Ausführung, daß sie sich ihrer Macht vollständig bewußt waren. Das Mühsamste aber war, daß man die schlechten Elemente gar nicht eliminieren konnte. Wie hätte doch dieser Umstand die Führung unendlich erleichtert. Sogar Strafen erzielten oft das Gegenteil vom gewünschten Erfolg. Der Kampf der Persönlichkeiten konnte hemmungslos entbrennen.

Unerbittlich stand die Aufgabe in ihrer ganzen Größe vor dem Offizier. Denn eines stand fest: die Eigenschaft als Zugführer verlangte jene totale Ueberlegenheit, die weder in physischer noch in moralischer Hinsicht die geringste Schwäche erlaubte. Hatte er je in der Offiziersschule um jenes herrlichste Ziel des Leutnants gewußt, das da bedeutet, eine Anzahl Menschen derart mit der Macht seiner Persönlichkeit und seines Beispiels mitzureißen, daß diese mit freiem Willensentschluß und aus Ueberzeugung heraus große Anstrengungen nicht nur auf sich nahmen, sondern auch gern auf sich nahmen? Bedeutete dies, daß für ihn die Aspirantenschule eine Enttäuschung war, oder gehörte dieser Zusammenprall von zwei Welten naturnotwendig in die Bahn des Milizoffiziers?

Auf alle Fälle wurde er sich bewußt, daß Offizier sein weniger hieß: befehlen und fordern, als vielmehr: verzichten, arbeiten und verstehen.

Lt. Cachin Alexander.